

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 4.

Vierter Jahrgang.

28. Jänner 1860.

Ein später Besuch.

Ich kenn' ein Haus, aus alter, alter Zeit,
Wie liegt's unnachtet jetzt und dicht beschneit!

Den Pfad zu ihm zeigt nur ein larter Schein,
Ich wandle still dahin — und trete ein.

Der alte Hausrath! — Sieh', da sind die Drei,
Das Töchterchen, so lachend wie der Mai,

Die Mutter, der nie Ruhe gönnt ihr Fleiß,
Großmutter auch, das Haupt wie Schnee so weiß.

„Willkommen!“ schallt es dem gewohnten Gast, —
„Ha, wie so süß ist doch bei Euch die Raft!“

So lasse ich behäbig am Kamin
Alltägliches an mir vorüberzieh'n,

Dem Flüstern lauschend aus der Kleinen Mund,
Und fühl' erquickt mich in des Herzens Grund.

In der Postille liest die Mutter dr' auf,
Großmutter nickt und horcht zuweilen auf.

Doch tändelnd sitzt das Mädchen neben mir,
Wie jung und schön und doch so arm dahier.

Vertraulich ruht sein Köpfschen mir im Schooß,
Die Wang' voll Blut und seine Flechten los.

O schöner Traum der Liebeseligkeit,
Wie machst du mir entschwinden Raum und Zeit!

Da endlich mahnt die Stunde mich zu geh'n,
„Nun gute Nacht!“ — „Auf fröhlich Wiederseh'n!“

Und wieder trete ich vom alten Haus
Noch voll des Traumes in die Nacht hinaus.

Da fällt es erst mir bei, in Schnee und Wind,
Daß all' da drinnen — längst gestorben sind.

J. N. Vogl.

Ein weibliches Herz.

Lebensbild von Friedrich Steinebach.

(Fortsetzung.)

Gibt es an sich nur Eine wahre Liebe, so ist doch ihre Wirkung auf die Herzen verschieden, den einen beseligt, erhebt sie, den andern drückt sie zu Boden und füllt seine Augen mit Thränen. Wäre sie überall von gleicher Macht,

wie für die arme Rosa, sie wäre ein Trostesengel, ein Bote des Himmels zu nennen. Die Arbeit ging ihr rascher als je, von flatten, ihre Kehle war reich an Liedern, das bescheidene Dachstübchen schien ihr ein Palast, ihr freudenarmes Leben beneidenswerth zu sein. Bald sahen sich die Liebenden, so oft es die Arbeit erlaubte, der Vater war meist auswärt's bis spät in die Nacht, der Blinde allein war der Zeuge ihres Glückes und begleitete sie auf ihren Wegen. War doch Rosa das Auge, durch welches der Blinde die Welt besah, sie war sein Stab, sein Engel — unaussprechlich innig und zart war das Band, welches diesen Kreis am Rande des Lebens mit diesem erblühenden Mädchen verband. Was Wunder, daß er der Vertraute ihres Glückes war, wie sie die Trösterin in der Nacht seiner Leiden.

So mochte ein halbes Jahr des innigsten Friedens hingegangen sein, Konrad galt für Rosa's Bräutigam und wurde von allen Burschen um seine schöne Braut beneidet, — als ein unseliger Abend das Gebäude des Glückes zu vernichten drohte. Früher als sonst machte sich nämlich der Jäger Konrad auf den Heimweg und nahm von den Blinden mit dem Bemerkten Abschied, man sei einer großartig organisierten Schwärzerbande auf der Spur, welche in derselben Nacht einen Hauptschlag auszuführen gedachte. Alle Wächter, Jäger und Soldaten hatten sich vereint, um sowohl drüben an der istrischen Küste, als herüber am ganzen Ufer der Insel entlang eine wachsame Kette zu bilden — ein Netz, in welchem sie die nächtlichen Schleicher zu fangen hofften. Rosa hörte dieß mit Schreck, denn dabei gab es jederzeit nicht wenig Gefahr, aber Kämpfen und Wagen ist ja des Mannes Los, und so schritt bald darnach Konrad, die Büchse über die Schulter geworfen, von ihrer Schwelle fort hinaus in die dunkle, sternlose Nacht. Bewegt, mit Thränen im Auge, als wär's ein ewiges Scheiden gewesen, so sah sie dem Forteilenden nach, bis sein Schatten für sie gänzlich entschunden war. Bei dem Zimmermeister, wo Redich in Arbeit stand, gab es eben Bestellungen in Menge, so daß der thätige Mann, der Zeitersparniß wegen, die Nacht über im Hause des Meisters blieb, nur der Blinde und Rosa waren zu Hause. Die Letztere saß wohl noch emsig arbeitend am Fenster bei ihrer Lampe, als von Weglia herüber der Schlag der zehnten Abendstunde tönte, der Blinde aber lag in der Kammer daneben und schlief den Schlaf des Gerechten. Da schrak das Mädchen plötzlich zusammen, denn anfangs fern,

dann immer näher vernahm sie einzelne Schüsse, darauf ein Geschrei und rasche Tritte, wenige Sekunden darnach flog die Zimmertür leise auf — und ein Mann in beschmugter, abgerissener Kleidung wankte in das Zimmer. Erschrocken erhob sich Rosa und wollte um Hilfe rufen, aber ein: „Barmherzigkeit! kennst Du mich nicht mehr?“ von den Lippen des Fremden geäußert, hielt sie zurück.

„Allmächtiger! Adolf! Adolf!“ stießen leise ihre Lippen heraus, und sie schloß die Kammerthüre, um den Blinden nicht zu erschrecken.

„Vergib! Verloß mich nicht, Schwester!“ stöhnte der Unglückliche und sank, ihre Hand ergreifend, auf einen Stuhl. „Ich bin verfolgt, ich habe keine Seele, die mich retten kann, als Dich! Hilf mir nur diesmal, ich schwöre Dir, ich will ein Anderer werden!“

„Still, Still! daß Dich der Großvater nicht hört, sonst ist Alles verloren!“ flüsterte zitternd die Kleine und suchte sich zu besinnen. Mit starrem Blick sah sie auf den Unglücklichen, dessen junges Leben schon so schwer an der Bürde seiner Fehler zu tragen hatte. Ja, es war ihr Bruder, der vor ihr saß, derselbe, der schon in Syrien durch namenlosen Leichtsin, so viel Schande über ihre Familie gebracht hatte, daß der Vater die Heimat aus Gram verließ und den Sohn für immer hinausstieß, aus seinem Hause, aus seinem Herzen und ihn — verfluchte. Kaum zwanzig Jahre alt, hatte er jetzt doch schon eine weite Bahn des zügellosen Lebens hinter sich, das, wenn gleich durch kein Verbrechen besudelt, düster genug war, ein Vaterherz zu brechen.

„Rosa!“ flüsterte er, das bleiche, gefurchte Antlitz an ihre Brust lehrend, „ich war abermals ein leichtsinniger Thor! Arm, hilflos, ohne Obdach und Brot, wie mich der Vater in Syrien gelassen hat, fiel ich in die Hände der Schwarzer, wir landeten eine halbe Meile etwa oberhalb der Thalmühle und glaubten schon geborgen zu sein, da brachen die Wächter aus allen Verstecken hervor und auf uns los, wer fliehen konnte, floh, mancher fiel verröthelnd, von einer Kugel getroffen; wie ein gehegtes Wild floh ich keuchend, ohne Athem saft, Verzweiflung im Herzen erspähte ich hier am Fenster das Licht deiner Lampe, und ich bin hier!“

„Ach! wie soll das enden, ich schaudere vor der Zukunft!“

„Ich will umkehren, gewiß, liebe Schwester! Ach, Du weißt nicht, was ich litt, seit wir uns nicht sahen; Du weißt nicht, wie oft ich heiße Thränen vergoß, wenn Deine heimlich geschriebenen Zeilen zu mir gelangten! Gott strafe mich, wenn ich nicht Wort halte: Wie Deine Lampe mein letzter Rettungsschimmer in dieser Nacht des Unglücks war, so sollst Du mir das Licht meines Lebens, mein Engel sein und bleiben. O, rette nur dieß Mal mich, Schwester!“

Welche Stürme beschworen diese Worte herauf in dem Busen dieses armen Mädchens, das nie allein zu handeln und zu wagen gewohnt war, dessen ganzes Leben so sanft dahin geflossen war, wie ein Bach zwischen Wiesen und Aekern. Hatte gleich ihr Bruder oft gefehlt, so blieb noch

Hoffnung; alle Welt, nur sie nicht, war zum Richter für ihn bestellt, ihr liebes Herz schlug so warm für ihn, und ihn zu schützen, zu retten, war ihr fester Entschluß. Aber diese Aufgabe blieb schwer zu lösen, die ganze Insel umstellt, der Großvater durfte nichts ahnen von der Gegenwart des Verstorbenen, er hätte seiner nicht mehr geschont, er so wenig, wie der Vater, und somit mußte Adolf fern sein, ehe dieser heimkehren konnte. Wohin ihn verbergen? Schon wollte das Mädchen verzweifeln, da gedachte sie der Ruine der Waldmühle, dort, wo sie einst so glücklich war, dort gab es ein Versteck, wohl von Niemand gekannt, um so mehr, als alle Welt diese Stätte des Unglücks zu meiden pflegte.

Schon dämmerte ein Hoffungsstrahl aus ihren Zügen, schon flüsterte sie ein leises: „Komm! laß uns eilen!“ und sie will eben ihre Lampe erlöschn lassen, da bebt sie zusammen — Stimmen werden laut, man pocht an's Hofthor und verlangt, daß es geöffnet werde.

„Es sind die Häfcher!“ stöhnt Adolf erbleichend, zitternd horcht das Mädchen. Man öffnete die Pforte, sie sind's, wankend eilt sie der Thüre zu, zieht den Bruder fort mit sich und hinaus auf die Bodentreppe einer finstern Ecke zu, wo altes Geräthe, Stroh und Getreide aufgehäuft lagen. „Rasch, birg Dich in der Mauerblende!“ hauchte sie an sein Ohr geneigt und leicht wie ein Schatten verschwand der Schuldige; in der Kammer kniete das Mädchen betend vor dem Bilde des Erlösers. Einige ewig lange Minuten vergehen, man hört Schritte auf der Treppe, leise wird an ihre Stubenthüre geklocht, der Herzschlag Rosa's steht stille. Sachte öffnete sie die Pforte — Konrad mit einigen Wächtern steht vor ihr.

„Ist Niemand hier? Sahst und hörtest Du nichts im Hause? Ein Wächcher floh, er nahm die Richtung hieher?“ frug, ihre Hand fassend, der Jäger.

„Ich sah und hörte nichts!“ stieß sie hervor und suchte sich zu beherrschen.

„Was ist Dir? Du zitterst, wie bist Du bleich.“

„Wie soll ich anders? Ewiges Schießen und Schreien. Nachts stürmt man ins Haus, es ist zum Verzweifeln!“ entgegnete das Mädchen und versuchte, offen in die Augen des Geliebten zu sehen, dann setzte sie beherzter hinzu: „Nicht einmal der alte, blinde Mann hat Ruhe; macht rasch, durchsucht was ihr wollt, nur weckt mir den armen Großvater nicht!“

„Da ist nichts zu finden!“ meinten, sich zurückziehend die Männer und durchstöberten die Winkel außer der Thüre wobei Rosa umzusinken drohte, denn einer stieß mit seinem Spieße in der Richtung hin in das Stroh hinein, wo Adolf verborgen sein mußte. Wohl stieß sie einen schwachen Angst-ruf aus, aber die Gefahr war vorüber, unverrichteter Sache zogen die Wächter ab, Rudolf mit ihnen, nicht ohne ihre Hand an die Lippen gedrückt zu haben und besorgt nach ihr zurückzublicken, denn ihre Hand war kalt und ihre Züge deckte Leichenblässe.

Endlich war wieder Stille im Hause, aufathmend stand in der Stube das Mädchen, als Adolf herein kam, am Arme blutend, der Spieß hatte ihn, aber nicht gefährlich verwundet. Rasch verband das Mädchen mit seinem Halstuch den Arm und setzte dem Erschöpften Speise und Trank vor, so gut es die Armuth vermochte. Für den Augenblick war er gerettet, was aber dann? Für mehrere Tage war die ganze Küste bewacht; bis dahin durfte Adolf nicht gesehen werden und, um einen Ausweg zu erlangen, flüchtete die Kleine das Haupt in die Hände, indes der Verfolgte seinen nagendsten Hunger stillte. Endlich war sie einig mit sich, band Brot und Fleisch in ein Tuch, löschte ihre Lampe aus und ergriff die Hand des Bruders, nach der Kammer horchend, wo der Greis im ruhigen Schlummer lag. Sachte öffnete sie die Stubenthüre, beide schlichen die Treppe hinab, zur Nebenthüre, welche auf's Feld führte, hinaus, ringsum war alles stille geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Was und wie sollen wir trinken?

Von Dr. Ganster in Stein.

III. Der Branntwein.

Erst Täubchen, Tiger dann und Schwein;
Gefühlvoll erst, rauschig dann,
Unstätig zuletzt ist der trunk'ne Mann!

Anasthasius Grün.

Während der Wein aus uralter biblischer Zeit seinen Ruf als geistiges Getränk herleitet; das Bier, nach Herodot, schon von den Egyptern erzeugt wurde (Osiris soll der Erfinder des damals hopfenlosen Bieres gewesen sein), hat der Branntwein kein so ehrwürdiges Alter für sich aufzuweisen. Im 12. Jahrhundert erst gelang es einem Orientalen, den Weingeist vom Weine abzuscheiden. Schon im 15. Jahrhundert, leider durch die Aerzte empfohlen, hatte er große Verbreitung, und schon um diese Zeit verfertigten die Italiener durch Zusätze mannigfache Liqueure.

Wir haben verschiedene Arten des Branntweins: Korn-, Franz- und Kartoffelbranntwein, Arrak, Wachholderbranntwein (Gin, Genevre), Branntwein aus den verschiedensten Früchten und unter Zusatz der verschiedenen Stoffe aus dem Pflanzenreiche. (Crèmes, Liqueure, Aquavite.)

Branntwein überhaupt bedeutet jenes geistige Getränk, wo der Weingeist eines der hervorragendsten Bestandtheile ist. Er enthält in 100 Gewichtstheilen, zwischen 25--50 Gewichtstheile Weingeist, verschiedene Mengen Wasser, verschiedene flüchtige ätherische, oder ätherisch-ölige Bestandtheile, welche ihm sein Aroma, aber auch öfters besonders giftige Eigenschaften ertheilen (Cenanth-Nether, Fuselöle, darunter das berühmte Kartoffelfuselöl u. s. w.) und mehr oder minder Zucker.

Der Branntwein hat eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung in zweifacher Hinsicht: sowohl in Beziehung auf die Stoffe, die zu seiner Erzeugung dienen, als auch in Hinsicht auf seine Wirkung.

Betrachten wir nach Dieterici, einem nun verstorbenen, ausgezeichneten Statistiker Preußens, die Stoffe, welche in Preußen, einem Lande, das für eigenen Gebrauch und für die Ausfuhr viel Branntwein erzeugt, im Jahre 1853 zur Branntweinfabrikation verwendet wurden, so stellt sich folgende Zusammenstellung heraus.

Zur Branntwein-Destillation alldort:

Kartoffel	18,747.734	Scheffel
Getreide	3,315.743	"
Munkelrüben	5711	"
Wein, Weinabfälle, Treber	109.622	Eimer
Stein- und Kernobst	8526	"
Bier und Bierhefe	453	"
Melasse (Rohrzuckersyrup) u. Rübensyrup	383.639	Zentner.

Noch viele andere Pflanzen-Produkte wurden in demselben Jahre in nicht unbedeutender Menge zur Fabrikation des Branntweines verbraucht. Dabei ist zu bemerken, daß der preussische Eimer nahe $\frac{1}{3}$ größer ist, als der österreichische, und daß der preussische Scheffel beiläufig um etwas mehr als $\frac{1}{10}$ kleiner ist, als der österreichische Megen.

In unserem Vaterlande dürfte das Verhältniß wohl weniger groß sein, als dort; doch ist es darum auffallend, weil die Einfuhr nicht unbedeutend ist, und doch in vielen ausgetriebenen Landstrichen der Wein vortrefflich gedeiht.

Welche Menge von Nahrungstoffen geht dabei verloren! Wie viel Hunger könnte durch das zum Branntwein verwendete Getreide und die dazu verbrauchten Kartoffeln gestillt werden! Und Hunger im eigentlichen Sinne des Wortes stillt der Branntwein nicht.

Unsere Leser sahen in den vorhergegangenen Abschnitten die allgemeinen Wirkungen des Weingeistes geschildert; in erhöhtem Maße finden sich diese beim Branntwein, der solch bedeutende Menge von Alkohol enthält.

Der Branntwein wärmt, reizt in geringer Menge die Verdauung, regt auf, erheitert, in größerer Menge heraufschert er und schwächt die Verdauung; andauernder Gebrauch desselben erzeugt stärkere Fettbildung, so daß nicht bloß der Fettpolster unter der Oberhaut bedeutend vermehrt wird, sondern auch die Leber, das Herzfleisch, das Muskelfleisch, das Blut u. s. w. mit Fett durchsetzt werden, ja daß nach und nach ihre eigentliche Substanz durch Fettwucherung vermindert wird; dabei stumpt sich die Verdauung ab, der Magen verschleimt sich, es entsteht der s. g. chronische Magenkatarrh mit Appetitlosigkeit, Sodbrennen, Aufstoßen u. s. f., durch die Fettwucherung wird die Bewegung des Herzens abnorm, der Kreislauf des Blutes somit geändert.

Das mit Alkohol geschwängerte Blut übt auf Gehirn und Nerven einen eigenthümlichen Reiz aus; nicht nur, daß stärkere Wallungen gegen Kopf und Lungen entstehen, sondern es wird auch das Nervenmark direkte gereizt, und bei fortwährendem stärkeren Genuße in seiner Ernährung bedeutend beeinträchtigt. Dabei finden wir bei chronischen Säufern auch beiden Ursachen hervorgegangene Geisteschwäche (es entsteht Gehirnhöhlenwassersucht und Gehirnschwund) und in Folge

der abnormen Ernährung das Zittern der Hände, oft des ganzen Leibes, die eigenthümlichen Sinnesverwirrungen, eine spezifische Geistesstörung, der Säuserwahninn, der vorzüglich nach Branntweingenuß eintritt, und bei öftern Wiederholungen den Menschen in geistlicher, körperlicher und moralischer Hinrichtung auf die tiefste Stufe niederdrückt.

Der Branntwein ist jedoch, bezüglich seines starken Weingeistgehaltes, billiger als die übrigen geistigen Getränke; er ist der billigste Brennstoff für den menschlichen Körper, der zugleich als Nervenreiz wirkt. Den Armen, welcher die Nacht in kalter Stube zubringt, der ohne wärmendes Frühstück hinaus in den kalten Wintermorgen tritt, dessen Muskeln wegen ungenügender Nahrung schlaff und matt, dessen Nerven von Noth und Elend abgestumpft sind, den wärmt um geringen Preis ein Gläschen Branntwein, es regt ihn zu einer bessern Stimmung, zu etwas mehr Thatkraft auf. Freilich ist dieß nicht nachhaltig, und je häufiger er zu diesem Reizmittel seine Zuflucht nimmt, desto eher schlägt seine Wirkung ins Umgekehrte um, der Mensch wird willensschwächer, geistig kumpfer. (Fortsetzung folgt.)

Fische mit Zungen und Schlangen mit Füßen.

Der Reisende Julius Rögel erzählt: „Wenn europäische Reisende die Fischmärkte oder auch nur einzelne Fischhändler auf manchen molukkesischen Insel besuchen, geschieht es nicht selten, daß sie daselbst Fische zu sehen bekommen, über deren eigenthümliche Beschaffenheit sie vorher noch niemals sprechen gehört, oder etwas darüber gelesen haben, wenigstens erging es mir so; denn wenn ich auch über ihre seltsame Gestalt hatte sprechen, oder aber die Farbenpracht ihrer Schuppen und den Wohlgeschmack vieler in der Nähe dieser Insel eingefangener Fische hatte rühmend hören, auch meine Augen und meine Zunge mich von der Wahrheit des Erzählten gleich anfangs überzeugt hatten, fand ich später ganz unvermuthet und ohne vorher je auf irgend eine Art davon unterrichtet zu sein — hier doch auch noch Fische, deren Genuß die Menschen berauscht, alsdann wieder andere, deren Augen im Dunkel leuchten, und endlich sah ich auf Ceram, den Kay- und Wanda-Inseln auch Fische, die mit einer hohlen Zunge versehen waren.“

Schon mehrmals hatte ich nämlich bemerkt, daß einzelne, von den zum Verkauf angebotenen Fischen, welche man Ikan meera (zu deutsch, rother Fisch) nennt, etwas Mundes in ihrem Maule und Schlunde trugen, was ich die ersten Male wenig beachtete, und mir dachte, daß dieß ein kleiner Fisch sei, welchen der größere rothe Raubfisch gerade in dem Augenblicke erbeutet und hatte verschlingen wollen, in welchem er selbst von einem Fischer getödtet ward. Allein da ich bemerkte, daß namentlich die breiten Ikanmeera (es gibt nämlich verschiedene Gattungen solcher rothen Meerfische; diejenigen, welche ich, mit einer Zunge versehen, fand, waren $\frac{3}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Elle lang und in der Mitte 10 — 18 Zoll breit, sie hatten verhältnißmäßig größere Köpfe, gewöhnlich auch hochrothe Schuppen, und ihr Leib war breiter, als die der andern Species der Ikanmeera, welche keine Zunge haben) öfters einen vermeintlichen kleinen Fisch im Maul hatten, schenkte ich derartigen großen rothen Fischen besondere Aufmerksamkeit, wobei ich denn wahrte, daß dieselben keinen Fisch, sondern eine runde aber hohle Zunge in ihrem Maul und Schlunde trugen.

Vergleichen Fischzungen sind aber keineswegs denen der Vögel oder Säugethiere, noch denen der Eidechsen und Schlan-

gen ähnlich, sondern sie sind wie eine Fischblase geformt und 4 bis 8 Zoll lang, sehen weiß und roth aus, sind aber nur an den Schlund angewachsen, inwendig hohl und leer, während die Haut oder das Fleisch, welches ihre trichterförmige Höhlung nach allen Seiten hin umgibt, etwa einen halben Zoll dick ist; das spitze Ende der Zunge ist nach vorn gekehrt, und ihr runder ballartiger Theil befindet sich nahe bei der Kehle des Fisches.

So neu und überraschend mir die erwähnte eigenthümliche Beschaffenheit mancher Fische auf den molukkesischen Inseln war, so nicht minder befremdete es mich, als ich zu Weltevreden auf Java eine Schlange zu sehen bekam, welche vier Füße hatte, die sie aber nicht zum Laufen benützte, indem sie meist gerade so, wie jede andere Schlange kroch. Diese Schlange war reichlich einen Fuß lang, etwa einen Zoll dick, und hatte eine aschgraue Farbe; ihre je mit drei Zehen versehenen Füße waren indeß höchstens Dreiviertel Zoll lang, und nicht wie die Beine einer Eidechse auf den Seiten unten am Bauch befindlich, sondern höher oben am Rücken angewachsen, weshalb sie auch herabhangen, und die Zehen beim Kriechen den festen Boden nur wenig oder gar nicht berührten. Dieses Exemplar vierfüßiger Schlangen war das einzige, welches mir vorgekommen ist, während Eingeborne mir versicherten, daß man auf Java derartige Reptilien überhaupt nicht häufig antreffe, indeß gebe es hier aber doch auch Schlangen, welche nur mit zwei Vorderfüßen versehen seien. Ferner sagte man mir, daß, wenn die Füße solcher Schlangen beim Kriechen über harte Gegenstände auch keine Dienste leisteten und untätig herabhangen, sie ihren Inhabern beim Fortbewegen über und durch Schlamm oder Sand um so behilflicher wären, und alsdann lebhaft bewegt würden.“

Literatur.

Illustriertes Familienbuch des österr. Lloyd. X. Band 2. Heft.

Wir haben über den Inhalt dieses periodischen Werkes zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise, unsern Lesern stets Rapport erstattet und werden es auch fernerhin thun, denn das Familienbuch ist in der That ein, seinen Zweck erfüllendes literarisches Unternehmen, das alle Aufmerksamkeit verdient. So enthält das neueste Heft eine recht hübsche Erzählung von A. v. Serenberg: „die rothe Schleife;“ einen naturwissenschaftlichen Aufsatz von Dr. M. Perty: „die kulturgeschichtlichen Beziehungen der Thierwelt zur Menschheit;“ eine biographische Skizze von A. Weiser: „Ch. M. Wieland und seine Freundin Sophie von La Roche;“ „Berühmte Persönlichkeiten Berlins“ von Emil Kuh; „Gedichte“ von Robert Hammerling und einen Literaturbericht von L. Schücking. Drei sehr schöne Stahlstiche: 1. der Quacksalber — 2. Eymont und Klärchen — 3. die Brücke St. Angelo und St. Pietro zieren das Heft.

Den zahlreichen im Auslande erscheinenden illustrierten Unterhaltungsschriften kann jetzt ein einheimisches Unternehmen entgegengestellt werden, welches in jeder Beziehung empfohlen werden kann. Es ist das bei Zamarsti u. Dittmarsch in Wien erscheinende „Haus- und Familienbuch,“ welches sich vor allen derartigen Unternehmungen dadurch auszeichnet, daß es statt der gewöhnlichen schwarzen Holzschnitte Farbendruckbilder in den Text eingedruckt bietet. Der unglaublich billige Preis von 25 Nkr. für ein Heft von 3 gr. Quartbogen dürfte demselben eine große Verbreitung sichern.